Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 9. Bromberg, den 13. Januar 1927.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

Copyright by J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

(44. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war schon eine tiefe Dunkelheit, als sie endlich das Städtchen erreichten und vor dem Gasthaus hielten. Der Wirt trat ihnen entgegen. Sender fuhr zusammen — wo hatte er dies häßliche Geiergesicht schon gesehen? Erst der Name, Salomon Wohlgeruch, führte ihn auf die richtige Spur; es war der Bruder jenes „Rebbe" Elias, der ihm einst als Kind den Arm gebrochen. Den Mann kannte er nicht; er war seines Wissens nie in Barnow gewesen.

Sender ging sofort auf die Kammer, die ihm angewiesen war. Er wolle allein sein, bat er, aber er konnte nicht hindern, daß ihm die Schönau selbst den Tee brachte; dann kam Birk mühsam hereingehumpelt und setzte sich an seinem Bette nieder.

„Schonen Sie sich," sagte er. „Mut, denken Sie an die Zukunft!" Er blieb, bis er an Senders Atemzügen erkannte, daß der Kranke eingeschlummert war. „Die Natur kann nicht so grausam sein," murmelte er. „So ihr eigenes Werk zu zerstören .. Aber sie ist oft grausam . . . o wie oft!" Er schlich hinaus, so leise es sein wankender Schritt gestattete.

Als Sender in der Nacht erwachte, sah er beim Schein des Nachtlichts in der Ecke der Stube sich etwas regen. „Moskal!" rief er. Da schlug der Hund aus einer anderen Ecke an. Das Geschöpf drüben war Können. Auf den Zehen kam er geschlichen.

„Sie wachen bei mir?" murmelte Sender gerührt. „Nach einer solchen Reise!"

„Reden Sie nicht!" bat der Kleine. „Schlafen Sie. Mir tut's ja nichts. Ich bin ja von Eisen . .. Leider!" fügte er fast unhörbar hinzu.

Sender vernahm es nicht. Und darauf schlief er wieder ein. Auch diesmal, wie nach der entsetzlichen Wanderung vom Mittwoch, schien sich die Natur selbst helfen zu wollen. Er schlief bis zur Mittagsstunde, und als er sich erhob, war das Fieber gewichen. Freilich mußte er häufiger als sonst husten, aber nun kam fast kein Blut mehr.

In der Wirtsstube unten begrüßten ihn seine Kollegen — nun waren sie es doch geworden — als wäre er vom Tode erstanden.

„Wir geben den ‚Kaufmann' erst Mittwoch", berichtete ihm Stickler. . . . „Die Schönau will's — morgen pausieren wir. Besetzung eines Künstlers wie du würdig. . . . ‚Antonio, Marocco, Arragon' — Hoheneichen, ‚Bassanio' und ‚Alter Gobbo' — Birk, ‚Porzia' und ‚Lanzelot' — die Schönau, ‚Tubal' und ‚Lorenzo' — Können, ‚Jessica' und ‚Graziano' — die Linden, ‚Doge' und Salarino' — ich, ‚Nerissa' und ‚Solanio' die Mayer. . . . Alle anderen Rollen gestrichen."

In Senders Zügen prägte sich das helle Entsetzen aus.

„Eine Mustervorstellung wird's," rief Stickler. „Guter Souffleur hier gewonnen. Schon auf der Probe, Mittwoch zehn Uhr, wirst du Augen machen. Bis dahin bist du Freiherr, kannst spazieren gehen.'"

Das tat Sender nicht. Er hielt sich den Rest des Tages auf seiner Stube und sah sich auch nur einen Akt von „Kabale und Liebe'" an. Der Saal war noch schmutziger und kleiner, als der in Zaleszczyki, aber er war nahezu gefüllt, und die Leute applaudierten aus Leibeskräften. Das beruhigte ihn und er schlief, trotz des leisen Bangens vor seinem ersten Debüt, bald ein und es war auch am Dienstag nahezu Mittagszeit, als er in der Wirtsstube erschien.

Dort malte Können eben die morgigen Zettel fertig. „Damit Sie sich bei Ihrem ersten Auftreten nicht ärgern", sagte das Männchen, „habe ich diesmal die christlich-jüdischen Sachen nicht gemacht, obwohl das Stück noch besser dazu taugt als Deborah." In der Tat war der Zettel von solchem Doppelspiel frei, sogar die Titel hüben und drüben dieselben, und es waren nicht weniger als fünf: „Der Kaufmann von Venedig" oder „Christen und Juden in Handel und Wandel" oder „Was in einem Kästchen stecken kann" oder „Wie schneidet man einem lebendigen Menschen ein Pfund Fleisch heraus, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen" oder „Liebe, Rachgier und Verzweiflung". Sender war angekündigt als: „Herr Alexander Kurländer, genannt der ‚zweite Dawison', eines der größten Talente der Vergangenheit und Gegenwart, Mitglied mehrerer Weltbühnen, auf der Durchreise von Berlin nach Wien unwiderruflich nur dies eine mal als Gast."

Er erschrak. „Was werden sich die Leute versprechen!" rief er.

„Weniger als sie finden werden", sagte Können. „Ich habe Ihnen — bisher nichts über die Probe gesagt", fuhr er stammelnd fort. „Sie glauben — aus Neid — und da haben Sie nicht ganz unrecht — es ist auch Neid dabei gewesen. Aber die Hauptsache war der Gedanke: ‚Du bist ja nicht wert, ihn zu loben.'" Er faßte Senders Hand und drückte sie. „Hier, zur Erinnerung habe ich einen eigenen Zettel für Sie gemalt. Geben Sie acht, er kommt einmal in ein Museum, so wahr ich ein elender Stümper bin. Aber wie fühlen Sie sich? Besser, hoff' ich. Denn die Nacht war gut — nur zweimal haben Sie gehustet, sind aber nicht erwacht."

„Sie haben wieder bei mir gewacht?" rief Sender gerührt.

„Ja, nach der Vorstellung habe ich mich hineingeschlichen und in aller Frühe wieder hinaus. Der Moskal ist ein kluges Tier, er hat gewußt, ich tu' seinem Herrn nichts . . . Danken Sie mir nicht", wehrte er hastig ab, als Sender es tun wollte.

Den Abend verbrachte Sender mit Birk auf dessen Stube. Der unglückliche Mann war frischer, als er ihn je zuvor gesehen, und erzählte viel aus den Glanzzeiten seines Lebens, namentlich vom Burgtheater, dann vom Elend der Schmieren. Sender verstand die Absicht. Um neun Uhr schickte ihn Birk fort. „Ins Bett. Morgen müssen Sie gesund sein."

„Ich werde es sein", erwiderte Sender mit leuchtenden Augen. Es war ja alles gnädig vorbeigegangen. Und welche Zukunft harrte sein!

Diesmal verriegelte er die Tür. Ihm war der Gedanke peinlich, daß der arme Mensch, der den Tag über sich so schwer mühte, nun auch vielleicht diese Nacht auf der Diele verbringen sollte, als wäre auch er sein Hund. Dann träumte er lange seligen Herzens mit offenen Augen, aber noch schönere Träume brachte ihm der Schlaf. Da war alles, was er von der Zukunft erwartete, Wirklichkeit — er stand auf einer Bühne und blickte in ein großes, vollerleuchtetes, dichtbesetztes Haus hinein, es war noch viel, viel größer, als der Theatersaal in Czernowitz, alle Sitze mit rotem Samt ausgeschlagen und auf ihnen schöne Frauen und Herren mit Orden und Offiziere, und da — da war der junge Kaiser . . .

Er hatte eben die Szene mit Tubal beendet, und alle applaudierten, sogar der Kaiser, und riefen: „Kurländer!" Einige klopften auch auf den Boden und dies Klopfen war immer stärker und eine Stimme rief: „Sender!" die Stimme seiner Mutter. Aber wie kam sie ins Burgtheater? Nun jedoch schwiegen alle anderen Stimmen und nur sie rief: „Sender!"

Er fuhr empor und rieb sich die Augen. Barmherziger Gott, das war ja kein Traum mehr. Es war heller Tag, und das die Kammer im Gasthof zu Borszczow, und draußen klang das Klopfen und Rufen seiner Mutter: „Sender! Mach auf! Es nützt dir nichts!"

Fast ohnmächtig sank er in die Kissen zurück; in tollem Wirbel kreisten seine Gedanken. Aber nur wenige Sekunden, er sprang aus dem Bette ans Fenster. Die Kammer lag ebenerdig; eh' sie etwa die Tür sprengen ließ, war er längst angekleidet und im Freien. Aber das zuckte ihm nur so durch den Sinn. Fliehen? Warum? Und als es draußen wieder klang: „Es nützt dir nichts," warf er trotzig den Kopf zurück. „O doch," dachte er, „mein gutes Recht über mich selbst wird mir nützen."

„Ich öffne," sagte er. „Warte, bis ich mich angekleidet habe."

Als er fertig war, legte er die Hand auf das Büchlein, das auf dem Nachttisch lag. „Gott, laß mich nicht vergessen, daß es meine Mutter ist." Um Stärke brauchte er nicht zu flehen.

Er öffnete. Die Mutter trat ein, hinter ihr schob sich der Marschallik in die Stube. Moskal fuhr die Eintretenden bellend an. Sender ließ ihn kuschen. Das war das einzige Wort, das er hervorbringen konnte, so tief erschütterte ihn der Anblick der Mutter; eine alte, aber rüstige Frau hatte er daheim gelassen, eine gebrochene Greisin stand vor ihm. Auch sie sah ihn starr aus entsetzten Augen an; vielleicht ebenso seiner Tracht wie seines leidenden Gesichts wegen.

„Mutter," begann er endlich. „Du bist umsonst gekommen . . . Es tut mir leid, daß du meinen Brief nicht verstehen wolltest . . ."

„Oh, wohl habe ich ihn verstanden," rief sie. „Und was ich noch nicht gewußt habe, das habe ich von der Wirtin in Zaleszczyki und dem Wirt hier lernen können. Ein Abtrünniger, der mit anderen Verworfenen durch Possen sein Leben fristet. Das ist das Große, was dir dein Herz gebietet und wozu dich Gott bestimmt hat!"

„Da mußt du auch andere fragen," erwiderte er. Er suchte ihr klar zu machen, welches Ziel er sich gesteckt, verwies auf Nadlers Briefe, sein Engagement in Czernowitz.

Sie hörte ihn ungeduldig an. „Wahnsinn," murmelte sie immer wieder dazwischen. „Wahnsinn und Sünde!"

Der Marschallik aber fragte: „Sender, du warst im vorigen Jahre so krank — und jetzt hast du wieder Blut gehustet, bist du für ein solches Leben gesund genug?"

„Mit Gottes Hilfe — ja!"

„Ruf' dabei Gott nicht an!" rief sie wild. „Du bist krank, mußt bei diesem Leben bald zu Grunde gehen. Aber auch wenn du gesund vor mir ständest, ich würde dich beschwören: „Kehr' um, so lange es Zeit ist! Komm' heim!" Und als er den Kopf schüttelte, knirschte sie: „Dann zwing' ich dich. Die Gerichte wissen, daß ein Minderjähriger unter dem Willen seiner Mutter steht."

„Probier's!" erwiderte er finster.

Sie wollte noch heftiger werden, da trat der Marschallik dazwischen.

„Nicht so!" bat er. „Ob du gezwungen werden kannst, weiß ich nicht, die Leut' reden verschieden. Aber du sollst nicht gezwungen werden. Nein, bei Gott! Denk' an deine Gesundheit und an deine alte Mutter. Du bringst sie vorzeitig ins Grab. So sieh doch nur!"

Sender vermochte nichts zu erwidern, er stöhnte nur auf und wandte sich ab. Und so blieb er auch, als sie auf ihn zutrat.

„Sender!" rief sie mit gefalteten Händen. „Du hast geschrieben, daß ich mehr für dich getan habe, als sonst eine Mutter — ist dies dein Dank? Mit Geld willst du es bezahlen? Hier ist dein Geld!" Sie riß eine Brieftasche hervor und warf es auf den Tisch. „Zähl' nach, es fehlt nichts!"

Ihr Zorn gab ihm die Fassung wieder. „Ich nehm's nicht!" stieß er hervor. „Es gehört dir! Und alles, was ich verdienen werde. Aber mit meinem Leben kann ich nicht zahlen!"

„Und so soll ich es tun!" schrie sie auf. Im nächsten Augenblick sank sie zu seinen Füßen nieder. „Sender", schluchzte sie, „deine Mutter liegt vor dir auf den Knien und bettelt um ihr Leben! Aber nein — nicht darum — nur um eine ruhige Sterbestunde."

Er hob sie auf und umfaßte sie. „Zerreiß' mir nicht das Herz!" murmelte er mit bleichen Lippen. . . . „Eine ruhige Sterbestunde! — Glaubst du, daß Gott so richtet wie Rabbi Manasse? Du kannst in Freuden leben, in Freuden sterben, auch wenn dein Sohn Schauspieler wird!"

„Nein!" schrie sie auf. „Der Rabbi? Das braucht mir kein Rabbi zu sagen!"

Wieder mischte sich der Marschallik ein. „Komm' mit uns, Sender, sprich mit unserem Stadtarzt! Vielleicht beruhigt er die Mutter. Auf einige Wochen kann es dir ja nicht mehr ankommen."

„Nein!" rief sie. „Auch wenn es der Arzt erlauben würde. Ich darf's nicht zulassen. Entscheide dich!"

„Ich habe mich entschieden," erwiderte er. „Sehr viel darf eine Mutter von ihrem Kinde verlangen — so viel nicht!"

Wieder wollte sie sich zu seinen Füßen stürzen. Der Marschallik hielt sie zurück. „Frau Rosel," sagte er. „Er ist krank. Ihr werdet es werden. Schont ihn und Euch und scheidet in Frieden! Wie Gott will — was zu sagen war, ist gesagt."

„Nein, ich geh' nicht!" schrie sie gellend. „Nein! Nein! Nein!" Sie war unheimlich anzusehen. Die Augen glühten wie im Wahnsinn, sie hatte alle Herrschaft über sich verloren. „Mein Leben auf Erden hab' ich dem fremden Kind geopfert, mein Leben im Jenseits nicht! Ich will ruhig sterben, ich will seinen Eltern sagen können —"

„Mutter," stammelte Sender entsetzt. „Barmherziger Gott," dachte er, „sie ist wahnsinnig geworden . . ."

Auch der Marschallik war bis in die Lippen erbleicht. „Frau Rosel," murmelte er, „um Gotteswillen, was redet Ihr da?"

„Nun ist mir alles gleich!" rief sie wild. „Hier war ich in Jammer und Elend um seinetwillen — meine Seligkeit geb' ich nicht für ihn. Ehe sein armer Vater, Mendele Kowner, im Straßengraben gestorben ist, war sein letztes Wort: „Alles soll mein Sohn werden, nur kein Schnorrer!" Und deiner Mutter, mit der Friede sei, hab' ich's gelobt, du wirst es nicht . . ." Sie preßte die Linke wie in Todesangst aufs Herz, die Rechte reckte sie empor. „Was soll ich ihnen nun sagen? Was? Was?!"

Sender stand regungslos, nur die bleichen Lippen zitterten. Starr blickte er sie an, dann den Marschallik. Als er die Augen des Alten voll tiefsten Mitleids auf sich gerichtet sah, schloß er die seinen und sank wie vernichtet auf den Stuhl, neben dem er stand.

Darauf war es sehr lange still, man vernahm nur die erregten Atemzüge der drei Menschen.

Dann erhob sich Sender wankend, tastete nach dem Büchlein und führte es an die Lippen. Hierauf barg er sein Gesicht und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Auch Frau Rosel begann heftig zu weinen. Sie wollte auf ihn zutreten, aber der Marschallik hielt sie zurück.

„Kommt," flüsterte er, und als sie ihm nicht folgte, wiederholte er befehlend: „Kommt. Nun ist er nicht Euer Sohn mehr, laßt ihn mit seinen Eltern allein!" Und zu Sender gewendet: „Du triffst uns unten."

Zwei Stunden mochten vergangen sein, Sender ließ sich noch nicht blicken. Da schlichen die beiden an seine Tür und wagten endlich einzutreten.

Sie trafen ihn in derselben Haltung, wie sie ihn verlassen, die eine Hand hielt das Büchlein fest, die andere deckte die Augen. Als sie vor ihn traten, richtete er sich auf. So schmerzvoll hatte der alte Mann in seinem langen Leben noch keines Menschen Antlitz gesehen, jedoch Senders Stimme klang zwar tonlos, aber fest: „Ich komme mit!"

„Sender!" jubelte sie auf und wollte auf ihn zustürzen. Der Marschallik hielt sie zurück.

„Ihr müßt es ihm versprechen," sagte er, „daß Ihr nichts dagegen habt, wenn es unser Arzt erlaubt . . . Er überlebt sonst den Schmerz nicht," flüsterte er ihr zu. Dann wieder laut: „Es ist nicht für immer. Die Toten dürfen nicht verlangen, daß sich die Lebenden für sie opfern."

„Wie Gott will!" erwiderte Sender. „Meine Eltern — das würde ich auf mein Gewissen nehmen . Aber hat mir eine Fremde ihr Leben geopfert, so darf sie mein Leben dafür verlangen."

(Fortsetzung folgt.)

Seliges Bündnis.

Von Kurt Martens.

Solange Isa noch Kind war, sah sie Andreas Port nur selten. Als Jugendfreund ihres Vaters traf er sich mit diesem lieber außerhalb des Hauses; denn die beiden Familien, die zudem in verschiedenen Gegenden der Stadt wohnten, hatten als solche wenig miteinander gemein. In der gleichen geistigen Atmosphäre, die von den Männern geschaffen wurde, schalteten zwei Frauen entgegengesetzter Herkunft und Sinnesart.

Isa wuchs auf als die Tochter einer großen, edlen Persönlichkeit von europäischem Ruf, unter dem Klima überfeinerter Kultur, weitverzweigter Beziehungen und eines Reichtums, der

sich in Ehren sehen lassen konnte, weil er nobelster Leistung entstammte, — aufs sorgfältigste erzogen und gepflegt, allseitig ausgebildet, verwöhnt durch den Luxus geläuterten Geschmackes und empfindsamen Feingefühls. Der Name Andreas Port, wiewohl er sich mit dem ihres Vaters an Glanz nicht messen konnte, war ihr mit angenehmem Klang geläufig, ohne ihr mehr zu sagen, als daß sich Achtung, Sympathie und das Bewußtsein innerer Verwandtschaft an ihn knüpften.

Bei einer Soiree, die der Aussprache über öffentliche Dinge galt — gewichtige ältere Herren waren in der Ueberzahl und führten mit Autorität das Wort —, trat Isa zum ersten Male in den Gesichtskreis von Andreas. Sie war nun fast schon junge Dame, reichte hier unter der Anleitung ihrer Mutter anmutig den Tee herum und zog sich dann bescheiden wieder zurück. Die Würdenträger schenkten ihr keine Beachtung, und auch Andreas begrüßte sie nur flüchtig.

Erst auf dem Heimweg fiel ihm ein, wie gut sie ihm gefallen hatte. War das nicht meines lieben Freundes zarteres Ebenbild? Ganz die gemessene Linie seiner Haltung, nur mädchenhaft geschwungen; sein sinnendes Auge vertieft ins Schwärmerische, sein stiller Ernst, gemildert durch den Schimmer kindlich vertrauenden Lächelns; seine Isa war es, die er mir wiederholt mit verdeckter Zärtlichkeit erwähnte. Ich hätte sie mir wahrlich etwas genauer ansehen dürfen. —

Nach Verlauf eines Jahres fand ein Bankett zu Ehren von Isas Vater statt. Andreas, mit der Festrede und anderen offiziellen Pflichten beschäftigt, ward sich der Gegenwart seiner Tochter nicht gleich bewußt. Ein paarmal tauchte sie vor ihm im Gewimmel der Gäste auf, um sogleich wieder zu verschwinden; an der Tafel suchte er sie vergebens. Während er seine Nachbarinnen, zwei ältere Damen von Rang, notgedrungen und unzulänglich unterhielt, richtete er seine Blicke beständig auf den Gefeierten, aus seiner Erscheinung die der Vermißten zu ergänzen. Später entdeckte er sie in einem Kreise fröhlicher junger Leute; denen mußte er sie wohl weiter überlassen. Kurz vor dem allgemeinen Aufbruch gelang es ihm endlich, die Bekanntschaft zu erneuern.

„Ich habe schon all die Stunden versucht, Ihrer habhaft zu werden, Fräulein Isa. Daß wir uns gar so fremd bleiben, ist nicht unbedingt nötig."

„Sie sind mir gar nicht fremd", erwiderte sie lächelnd. „Ich weiß doch mancherlei von Ihnen, nicht bloß vom Vater her."

„Und ich von Ihnen, nicht bloß durch meinen Freund, sondern aus eigener Betrachtung,"

Das schien sie zu überraschen und etwas zu verschüchtern. Und doch gewann er den Eindruck, als hätte sie auf seine Annäherung gewartet.

Gemeinsame Bekannte traten hinzu, ihr kaum begonnenes Gespräch brach ab, sie wurden getrennt.

Was Andreas von Isa wußte, vielmehr mit unumstößlichen Gewißheit ahnte, war dies: daß sie es in ihrer geistigen und seelischen Ueberlegenheit unter den Menschen nicht leicht haben würde und im Widerstand gegen die Niedrigkeiten des Lebens jeder handfesten Waffe entbehrte, daß sie gleichwohl von den Lockungen des Lebens angezogen, wegdrängte aus dem Hause der Eltern und ihrem Einfluß in jugendlichem Selbstbewußtsein sich entzog, endlich, daß niemand sie besser verstehen und beraten könne, als gerade er, aus irgendeiner nicht zu enträtselnden Vorbestimmung. Wenn sie dessen nicht von selber innewurde, dann freilich irrte er.

Eines Abends aber, als er allein die Oper besuchte und während der Pause, an einen Pfeiler des Foyers gelehnt, die Reihen der Besucher an sich vorüberziehen ließ, geschah es, daß Isa sich unversehens aus der Menge löste, auf ihn zutrat und ihm erfreut die Hand entgegenstreckte.

„O glücklicher Zufall!" rief er. „Nun treffe ich Sie doch einmal, sozusagen unter vier Augen. Mir ist, als hätte ich Ihnen sehr viel zu sagen; werde ich endlich einmal dazu gelangen?"

„Vielleicht niemals", meinte sie und ließ ihre Hand in der seinen ruhen, „aber darauf kommt es wohl nicht an."

„Sie mögen recht haben. Wesentlich bleibt, daß Sie zuweilen an mich denken, so wie ich an Sie."

„Das tue ich." Sie sagte es schlicht und herzlich wie eine Selbstverständlichkeit. Darauf schwiegen sie beide und ließen nur das Auge sprechen.

Die Gesellschaft, in deren Begleitung sie sich befand, holte sie ein und zog sie mit sich fort. Das war die zweite Begegnung gewesen, auch diesmal wieder allzu flüchtig und doch nicht fruchtlos.

Bald darnach erhielt Andreas die Nachricht, daß Isa sich verlobt hatte mit irgendeinem netten, jungen Herrn, dessen Namen er nicht kannte und geflissentlich übersah. Er fand es ganz in der Ordnung, daß sie heiratete, wie andere junge Mädchen auch. Wie es ausgehen würde, blieb abzuwarten. Was er an ihr besaß, ging auch durch ihre Ehe nicht verloren. Glückes genug, daß es solch einen Menschen gab wie Isa und ihr Dasein, ihre Zukunft sein Gemüt beschäftigte.

Schon glaubte er, nun würde er sie vorerst nicht wiedersehen und ergab sich darein ohne Verstimmung ... da stand sie um die Stunde eines Sonnenunterganges plötzlich vor ihm auf der Brücke, die über den Fluß hinüber zu ihres Vaters Hause führte.

„Isa! Es sollte also doch nicht sein, daß Sie ganz ohne Abschied von mir in den Ehestand ziehen. Wie fühlen Sie sich als Braut?"

„Nicht anders, glaube ich, als andere Bräute. Natürlich hoffnungsfroh."

„Ich freue mich mit Ihnen und hoffe aufrichtig mit. Wenn es nun aber doch . . ."

In ihrer ein wenig müden Klugheit verstand sie ihn sofort und ergänzte:

„. . . . eine Enttäuschung würde? Dann werde ich wissen, wer mir, auch in der Ferne, am nächsten steht."

„Und werden in mir den getreuesten Bundesgenossen finden. Daß ich Ihnen um ein ganzes Lebensalter voraus und ein Mann mit eigener Familie bin, wird Ihnen dabei nur zustatten kommen. Freundschaft liegt auf einer anderen Ebene als Ehe. Alles, was ich für Ihren Vater, meinen einzigen Freund, empfinde, schließt nun Sie mit ein, und noch ein anderer, zärtlicher Ton schwingt mit — der zwischen Mann und Mädchen."

„Der klingt für mich wie himmlische Musik", sagte sie leuchtenden Auges, „weil er uneigennützig und wunschlos ist."

„Liebe, schöne Isa! Wunschlos muß er ja sein; sonst hätten wir einander nie begegnen dürfen."

Eine Weile noch standen sie schweigend Hand in Hand, blickten, über die steinerne Brüstung geneigt, den sanft gleitenden Wellen des Flusses nach und versenkten darin, was an ihrem lauteren Einverständnis etwa noch Schlacke der Leidenschaft war.

Mit einem stillen, frohen Gruß schieden sie voneinander. So fern und überirdisch war das Gefühl, das sie verband, hoch über aller Freundschaft oder Liebe im hergebrachten Sinn, daß es auch ohne Aussicht auf irgendwelche Betätigung selig in sich selber ruhte.

Ein Mörder verrät sich durch seinen Traum.

Aufklärung eines Mordes nach fünf Jahren.
Die Bedeutung des Angsttraumes.

Kürzlich ist ein Mord, der fünf Jahre unentdeckt geblieben war, durch den Angsttraum des Mörders aufgeklärt worden. Der Täter war wegen des Mordes überhaupt nicht verdächtig gewesen, sondern saß wegen einer ganz anderen Angelegenheit im Untersuchungsgefängnis, dessen Arzt, Dr. Berg, diesen außerordentlich seltenen Fall begutachtet und wissenschaftlich bearbeitet hat. Ein Zellengenosse, so berichtet Dr. B., meldete dem Untersuchungsrichter, sein Nachbar habe unruhig geträumt, sich im Bett herumgewälzt und im Schlaf gesprochen: „Schmeiß' ihn in den Rhein — Strick um den Leib — Stein anbinden — der kann uns nicht mehr anzeigen!" Schon früher hatte der Mörder, wie der Zellengenosse ebenfalls angab, erzählt, er habe einen Mord begangen und träume oft davon. Am Morgen nach dem obenerwähnten Traum habe er den Mörder ausgefragt, und dieser habe ihm den Mord geschildert. Er notierte sich sofort Namen und Einzelheiten der Erzählung des Mörders an der Zellenwand und auf einem Zettel, auch war ein zweiter Zellengenosse bei diesem Geständnis anwesend. Man führte den Mörder vor den Untersuchungsrichter; er leugnete. Die Einzelheiten habe er in den Zeitungen gelesen, behauptete er, und nur deshalb habe er sie gekannt. Aber schon mit dieser Äußerung war er in eine Falle geraten, denn in den Zeitungen hatte, wie man mit Sicherheit feststellen konnte, nur eine kurze Notiz gestanden, nicht aber jene Einzelheiten, über die der Mörder im Traum gesprochen hatte und die er nicht aus den Zeitungen erfahren haben konnte. Es kamen noch andere belastende Momente hinzu. Der Mörder hatte am Morgen nach dem Traum nicht erzählt, er habe von dem Mord geträumt, sondern er erzählte von dem Morde selbst. Ferner deckte sich seine Erzählung vom Mord mit den Worten, die er im Traum gesprochen hatte. Auch nannte er im Traum den Beweggrund des Mordes („der kann uns nicht mehr an-

zeigen!"). Diesen Beweggrund konnte er gewiß nicht, wie er behauptete, aus den Zeitungen erfahren haben. Noch verdächtiger hatte sich der Mörder dadurch gemacht, daß er, der übrigens aus einer belasteten Familie stammte, sich einen Kopfschuß im Kriege zugezogen hatte und ein aufgeregter, abnormaler, jedoch nicht ausgesprochen geisteskranker Mensch war, sich eine Woche lang mehrmals täglich die Hände wusch, weil „Blut daran klebe".

Über die Bedeutung des Traumes für das Seelenleben sind die Meinungen durchaus geteilt. Während von anderer fachmännischer Seite, wie Dr. B. berichtet, unter 93 Schwerverbrechern nur 22 gefunden wurden, die von ihren Verbrechen träumten (und auch von diesen 22 hatten nur 11 diesbezüglich erregte Träume), stehen namhafte Psychiater auf dem Standpunkt, daß starkerregte Träume sich immer auf Selbsterlebtes beziehen. Hierher gehört, wie Dr. B. in seinem Gutachten hervorhob, der vielen von uns bekannte Angsttraum von der Schulprüfung, der manchen Jahre und Jahrzehntelang, bis ins hohe Alter, immer wieder verfolgt und peinigt. Das, was wir träumen, muß natürlich schon frühe in unserem Bewußtsein enthalten gewesen sein oder während des Traums in unser Bewußtsein gelangen. Wir haben also den Inhalt unseres Traums entweder erlebt oder erfahren, oder der Traum führt uns Vorgänge, die sich eben während des Schlafs ereignen, phantastisch vergrößert und verzehrt vor Augen. Wir fallen z. B. aus dem Bett und träumen, daß wir von einem Abgrund herunterstürzen. Unsere Hand liegt auf der Brust und drückt auf das Herz, und wir träumen von einem Vampyr, der auf uns hockt und uns das Blut aussaugt. Ebenso ist bekannt, daß, wenn wir uns überhaupt nach dem Erwachen an den Traum erinnern, meist nur das letzte Stück des Traums, das wir eben vor dem Erwachen träumten, in unserem Gedächtnis zurückbleibt.

Das von Dr. B. erstattete Gutachten machte tatsächlich einen derart überzeugenden Eindruck auf die Richter, daß sie nur auf Grund dieser Indizienbeweise das Todesurteil über den Angeklagten verhängten. Dr. Karl Ander.

Die ersten Turmuhren.

Im 15. Jahrhundert gab es in Italien noch keine Turmuhren. Nur einer der Schloßtürme von Ferrara war mit Zifferblatt und Schlagglocke versehen. Jedoch wurden die Zeiger nicht durch ein Uhrwerk über das Zifferblatt gedreht, sondern sie wurden durch Menschenhand alle Viertelstunden vorgerückt, wobei dann auch die Glocke entsprechend angeschlagen wurde. Der Stunden- oder Glockenmann richtete sich seinerseits nach einer Sanduhr. Dieser Dienst, den man für sehr wichtig hielt, wurde durch ein für damalige Verhältnisse hohes Gehalt belohnt. Nachlässigkeiten dieses hochgestellten Mannes wurden dafür aber auch streng bestraft. So wurde ein Glockenmann hart bestraft, weil er „zum großen Ärgernis der Frommen" vergessen hatte, zur Zeit des Ave Maria die Glocke zu schlagen und die Stunde anzugeben.

Wachtelfang in Palästina.

Bekanntlich werden die Wachteln, wenn sie im Herbst südwärts ziehen, an den Küsten des Mittelländischen Meeres in Massen gefangen. In Palästina wird der Wachtelfang bei Gaza, im südwestlichen Küstendistrikt des Landes, in großem Maßstab ausgeführt. Nach dem Bericht eines Ornithologen aus Jaffa wenden die Araber folgende Fangmethode an: Hart in der Nähe des Meeresufers stellen sie ein mehrere Meter hohes Netz mit faustgroßen Maschen auf, das eine ansehnliche Länge besitzt. Unmittelbar vor diesem weitmaschigen Netz hängt lose ein anderes, leicht und engmaschig. Die von der Reise ermüdeten Vögel fliegen ziemlich niedrig über das Wasser landeinwärts und haben nicht mehr die Kraft, das hohe Netz zu überfliegen. Bei dem Versuch, durch die weiten Maschen des hinteren Netzes zu fliegen, flattern sie zunächst gegen das leichte, feinmaschige Netz. Dieses gibt nach, weil es lose hängt, und der Vogel zieht es durch eine Masche des hinteren Netzes hindurch mit sich, so daß ein Sack entsteht, worin sich der Vogel selbst gefangen hat. Dann springt der auf der Lauer liegende Araber hinzu und holt die Wachtel heraus.

Die englische Mandatsregierung hat den Wachtelfang bisher nicht verboten. Dagegen hat sie insofern einen immerhin wirksamen Schutz eingeführt, daß sie Bestimmungen erließ, wonach die Netze erst in einem Abstand von mehreren hundert Metern von der Küste aufgestellt werden dürfen. Dadurch wird der Fang erheblich unergiebiger gemacht.

Bunte Chronik

* **Hochschulpolitik in der Sowjetukraine.** Eine der wesentlichsten Aufgaben der sowjetistischen Hochschulpolitik besteht in der Sicherstellung einer dem Charakter des Sowjetstaates entsprechenden klassenmäßigen Zusammensetzung der Studentenschaft. Das bisherige System der Aufnahme in die Hochschulen, nach welchem von verschiedenen Arbeiter- und Sowjetorganisationen junge Leute zum Studium „abkommandiert" wurden, hat sich als durchaus unbefriedigend erwiesen, da es zu einer Überfüllung der Hochschulen mit ungenügend vorgebildeten Studenten führte. In der Sowjetukraine sind daher im laufenden akademischen Jahr neue Aufnahmebedingungen an den Hochschulen eingeführt worden, denen der freie Wettbewerb und die Kenntnisprüfung der Kandidaten zugrunde liegt. Damit das Klassenprinzip darunter nicht leidet, werden die Bewerber in drei „Kurien" eingeteilt, die der Arbeiter, der Bauern und der „Intellektuellen". Die Prüfungen werden innerhalb jeder Kurie gesondert vorgenommen. Über die Ergebnisse des neuen Systems hat sich der stellv. Bildungskommissar der Ukraine dieser Tage mit großer Befriedigung geäußert: die Arbeiter bilden in diesem Jahr im Durchschnitt 28 Prozent der Studentenschaft, die Bauern 25 Prozent, und gleichzeitig steht die Vorbildung der neu eingetretenen Studenten im Vergleich zu früher auf einem höheren Niveau. Besonders wird auch die Zunahme des national-ukrainischen Elements an den Hochschulen hervorgehoben. Von 57,9 Prozent im vorigen Jahr ist jetzt der Prozentsatz der ukrainischen Studenten auf 60 Prozent gestiegen.

*

* **Eine Minute zu früh.** Der Eisenbahnbeamte H. aus Elberfeld war mehrfach von seiner Frau betrogen worden, so daß er auf Scheidung klagte. Die Frau konnte nicht leugnen, und die Ehe sollte geschieden werden. Am Tage, als das Urteil gesprochen werden sollte, erschienen beide Ehegatten vor Gericht, doch kaum hatte der Richter mit der Verlesung begonnen, als der Mann einen Herzschlag bekam und tot umsank. Der Fall ist juristisch interessant, denn da das Urteil nicht ganz ausgesprochen war, ist auch die Scheidung nicht rechtskräftig. Die Frau ist also nicht geschieden, sondern Witwe und bekommt als solche Pension, deren sie als schuldig geschiedener Teil verlustig gegangen wäre.

*

* **Ein gelehriger Vogel.** Der zu der Sperlingsfamilie gehörige Vogel Loxia ist in Indien sehr häufig. Er lernt gleich dem gelehrigsten Hunde apportieren, kommt auf den Ruf seines Herrn herbei und setzt sich ihm auf den Finger. Ebenso läßt er sich gleich den Tauben als Briefbote gebrauchen und lernt Briefchen aus einem Hause in das andere tragen. Der Instinkt des Loxia ist noch bewundernswerter als seine Gelehrigkeit. Aus Grashalmen webt er sich ein Nest in Gestalt einer Flasche, das wie aus Tuch gemacht aussieht. Der Eingang desselben ist von unten um die Jungen vor Raubvögeln zu sichern. Dieses Nest, in welchem sich zwei bis drei gesonderte Kämmerchen befinden, wird von dem klugen Vogel nachts gegen unerwünschte Eindringlinge gesichert.

Lustige Rundschau

* **Cromwells Menschenkenntnis.** Cromwell hielt seinen Einzug. Das Volksgedränge war ungeheuer und man beglückwünschte ihn von allen Seiten. Cromwell sagte trocken: „Würden ihrer weniger sein, wenn man mich zum Galgen führte?"

*

* **Gipfel der Zerstreutheit.** Frau Heil (Gattin eines Arztes): „Mein Mann ist fürchterlich zerstreut." — Frau Neugier: „Ist das möglich?" Frau Heil: „Ja, denken Sie sich nur, als wir bei der Trauung am Altar die Ringe wechselten, da faßte er mich am Pulse und sagte: „Bitte, lassen Sie mich Ihre Zunge sehen!" — —

*

* **Roman in drei Kapiteln.** Erstes Kapitel. Ich habe hellblaue Augen. — Zweites Kapitel. Ich versuchte, mit dem Mädel eines anderen anzubändeln. — Drittes Kapitel. Ich habe ein blaues und ein schwarzes Auge.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.